

Friedensbotschaft.

Von Romain Rolland.

Zu dem Abgrund von Jammer, in dem Europa verfaßt, sollen alle, die eine Feder führen, es mit ihrem Gewissen nicht vereinbar halten, ein Leiden mehr zu dem Berg von Leiden oder neuen Jammer in den verzehrenden Strom von Jam zu tragen...

Ich habe mir die Aufgabe gestellt, den feindlichen Brüdern Europas nicht das Schlechteste, sondern das Beste, was ihnen gebietet, in Erinnerung zu bringen — die Gründe, die auf eine lieblichere Menschheit hoffen lassen.

Für die große Zahl derer, die sich durch den Glauben an einen Fortschritt ohne Rückschlag hatten einfüllen lassen, war das Erwachen hart, und nun fallen sie von den widersinnigen Juchlosigkeiten eines faulen Optimismus in den Zaumel eines Pessimismus ohne Grenzen.

Sie sind nicht gewohnt, den Blick unbeirrt auf das Leben zu richten. Eine Mauer bequemer Illusionen versperrte ihnen die Aussicht auf den schmalen Weg der Menschheit, der sich am Felsen in die Höhe windet. Der Stein bröckelt stellenweise ab und der Boden gibt nach.

Dennoch müssen wir durch. Wir werden durchkommen! Unsere Väter haben ganz anderes erfahren! Wir haben es nur zu sehr vergessen.

Unsere Jahre liefen, abgesehen von einigen Stößen, auf weichen Mätern. Aber stets sind die ruhigen Zeiten weniger häufig gewesen als die Zeiten der Prüfung; und was heute geschieht, ist nur für jene unerhört, die in der unerhörtsten Unbekümmertheit einer nicht vorwärts noch rückwärts schauenden Gesellschaft dahinträumen...

Der Mensch verbannt die lästigen Ereignisse gern aus der Erinnerung. Aber in der Weltgeschichte ist die Ruhe selten gewesen, und die größten Weisheit sind nicht aus ihr hervorgegangen. Schauen wir furchtlos in den eisernen Strom.

Wer den Mythos der Geschichte vernimmt, dem mündet alles zum gleichen Zweck, das Schicksale wie das Beste...

In Jahrhunderten wurde die Einheit Frankreichs durch die Kämpfe zwischen den Provinzen geschmiedet. Jede Provinz, jedes Dorf war einmal das Vaterland. Jetzt läßt der Krieg, der das Blut Frankreichs und Deutschlands mischt, die beiden Völker dieses Blut aus demselben Glaube trinken, für ihre künftige Einigung.

Ob sie sich auch gemüßigt zerstreuen, ihre Ringe bindet sie. Was sie auch tun mögen: diese Armeen, die sich bekämpfen, sind sich innerlich näher als vorher, da sie sich nicht gegenüberstanden.

Zahlreiche Zeugnisse von den beiden Fronten haben uns deutlich den gegenseitigen Wunsch gezeigt, trotz des Kampfes in den Augen des anderen zu lesen; diese Leute, die sich von Schützengräben zu Schützengräben belauern, um sich aufs Korn zu nehmen, sind vielleicht einander feind, aber nicht mehr fremd...

Das gigantische Chaos, worin, wie zu der Zeit, da die Erde sich in glühendem Fluße bildete, heute alle menschlichen Elemente der drei alten Kontinente aufeinanderstoßen, ist eine Rassenchemie, worin durch die Gewalt und den Geist, durch Krieg und Frieden, die künftige Vereinigung der beiden Welthälften bereitet wird, der beiden Hemisphären des Gedankens, Europas und Asiens.

Es ist keine Utopie: seit manchen Jahren kündigt sich diese Annäherung durch tausend verschiedene Zeichen an: geistige und künstlerische Beziehungen, Politik, Interessen. Und der Krieg hat diese Bewegung noch beschleunigt...

Es entstehen mitten im Kampfe Stiftungen für den geistigen Völkerverbund, gleich Leuchttürmen, die den einsamen Schiffen den ferneren Hafen zeigen, wo sie Seite an Seite ankern werden.

Die Menschheit befindet sich am Eingang eines Weges. Der Eingang ist eng, man drängt sich, um durchzukommen. Aber ich sehe die große Straße der Menschheit breiter werden und allen Raum bieten. Ein tröstlicher Anblick in den Schrecken der Stunde! Das Herz leidet, aber der Geist wandelt im Licht...

Ruh, Brüder! Noch können wir hoffen, trotz allem. Die Menschen, ob sie wollen oder nicht, marschieren unserem Ziel entgegen — selbst die, die ihm den Rücken zuwenden glaubten.

Im Jahre 1897, zu einer Zeit, da die Ideen des internationalen Friedens zu triumphieren schienen, sprach der weise Renan zu mir die prophetischen Worte:

Sie werden eine große Reaktion erleben. Alles, wofür wir eintreten, wird zerstört zu sein scheinen. Aber man lasse sich nicht

beunruhigen. Der Weg der Menschheit ist ein Bergpfad: er steigt in Windungen, und es scheint zuweilen, als ob man rückwärts komme. Aber es geht immer aufwärts!

Kleines Feuilleton.

Kammerspiele: Anton Wildgans „Armut“.

Erst spät ist das in Österreich preisgekrönte Werk — das erste, das den Namen des jetzt fünfundsiebzigjährigen Dichters in weite Kreise trug — hier in Berlin zur Aufführung gelangt. Dieser Lebende hat allzu lange hinter den Ausgrabungen von Toten auf der Reichardtshöhe zusehen müssen — ein Lebender, der nach dem vornehm frohigen Aesthetentum, das seit dem Niedergang des Naturalismus in der dramatischen Produktion zur Vorherrschaft gelangte, wieder unmittelbar aus dem breiten Strom des Lebens schöpft, von jenen Leiden frucht, in denen die Tragik des menschlichen Geschickes so viel härter als in den Konflikten, von welchen sonst Tragödien handeln, sich offenbart. Was ist der Untergang in einem großen Schicksal, das aus der Eigenart des einzelnen, aus seinem Kampf um hohe selbstgeordnete Ziele erwächst, gegenüber jener drückenden Verklammerung des allen eingestauten Triebs zur Freude und individuellen Selbstentwicklung in den Millionen, deren ganzes Dasein im täglichen Ringen des Lebens künftiger Notdurft aufgeht. Wie wird das Jüdische, das die Natur dem Menschen, der Krone ihrer Schöpfung, mitgegeben, in düsterer Ironie vernichtet! Das ist das Grundgefühl, der tiefe Schmerz, der sich in dieser Dichtung aufschließt und in dem mythischen Ausblicke des vierten Aktes nach einer Art religiöser Erlösung tastet.

Ein rein naturalistisches Gemälde hätte der Empfindung, die hier noch Ausdruck drängt, schmerzlich genügen können. So mißt der Autor in dem Stillsitzen des schweren Erdentons des Alltags mit dem Schwingen der Lyrik. Wie dem federnden Hannele der Lehrer Gottwald in verklärter Christusgestalt erscheint, so tritt aus Sterbedeckel des alten gültig wackeren Subalternbeamten Spulser, der niemals aus den Selen kam, ein Fremdling mit den Jagen des Herrn Amtsvorstandes, der ihm verlobt: Er, der Arme, der ohne Wutrennend sich selbst für andere hingepflegt, sei ein Erwärmler, bestimmt, durch seine Güte zu seligen Gestirnen aufzusteigen. Der Anblick an Hauptmanns „Hannele“ Dichtung springt in die Augen. Doch ganz aus eigenem geschaffenen ist die Figur des Sohnes, des Primaners Gottfried, der bald mit schlagend zwischen Anabensreflexionen, bald in stromendem Pathos hymnischer Verse, ein Chor und ein Herold für des Dichters eigenes Fühlen, die Vorgänge des Stillsitzens begleitet. Man spürt, so befreiend beim Lesen anfangs die Mischung der Formen berührt, doch überall den heißen Atem von etwas innerlich durchaus Erlebtem. Und Herr Deutscher, der Dresdener Schauspieler, der in der Rolle auftrat, erbrachte den Beweis, daß sich das scheinbar Widersprechende in einer wirklich kongenialen Bühnendarstellung zu harmlos Einheitsklang schließt.

Man glaubt diesem hoch aufgeschlossenen Jüngling mit den blauen, grüblerischen Rinnen, der sein Sehnen nach vertrauend liebevoller Hingabe schon hinter witzige Redefloskeln und ironische Spöttelei versteckt, die schmerzliche Jertzenheit der zwischen den Extremen hin- und hergeworfenen Seele. Schneidend klar empfindet er im eigenen und der Familie Leiden den allgemeinen Widerstand, die Grausamkeit des Schicksals. Die Not verzerrt sogar die Redungen des Herzens! Als die unter dem Armutsjoch ewig seufzende und zankende Mutter nach der Konvaleszenz des Kindes den Gedanken an eine Erholungsart für den Kranken, die nur mit Schulden erwerbbar und doch vergeblich wäre, endgültig aufgibt, bricht seine Empörung rühmlos hervor: „In ein verlorenes Unternehmen wird kein Kapital mehr investiert. Kein Kapital mehr!“ Die Angst, den Vater zu verlieren, ehe er, der oft so mürrisch Widerstandige, ihm seine ganze Liebe geschenkt, läßt ihm bei seinen Schulaufgaben keine Ruhe: Welcher Wahnsinn, in solchen Augenblicken an die Lösung einer Gleichung denken zu sollen! „Wie weit ist es von A nach B? Danach kannst du morgen gefragt werden und deine Antwort wird entscheidend sein für dein Leben, als das letzte verzeihende Lächeln deines Vaters. Wer fragt danach? ... Wer horcht die einen Gulden auf dein gereinigtes Menschentum? ... Sei gewöhnlich, auf daß es dir wohl ergehe auf Erden. Und wisse vor allem — wie weit es von A nach B ist. Ich möchte nicht zum zweitenmal geboren werden.“

Er spricht am Schluß eine Art von Epilog, in der der Dichter Klage und Anklage sich kongenialer nochmals zusammenfaßt. „Alles ist anders, wenn es um Armen begegnet. Labial der anderen, an unseren Lippen, wird Bitternis ... Leben, Leben! was hilft es, mit geschlossenen Augen — in den Abgrund zu springen, der Leben heißt? — Wir kommen ja doch nicht tot, nur zu Krämpfen geschlagen, — kommen wir unten an ...“

Von dieser Welt und durch sie lebt das Drama. Alles andere ist nur im Umrisse skizziert. Und einiges, so der Komplex der Szenen zwischen dem reichen jungen Himmerherren und der Schwester, die in dem Wahn, den kranken Vater noch zu retten,

drauf und dran ist, ihre Mädchenchre preiszugeben, biegt zu Gewaltigkeiten um.

Das Publikum folgte mit vollkommenem Schwelgen. Am Schluß erst regte sich der Beifall. Die ausgezeichnete Inszenierung stammt von Herrn Vichs aus Dresden, der außerdem im Stück intus charakterisierend den kindlich gütigen Alten gab. Sehr einbeindruckend, im letzten Akte bei der Rückschau auf die Kette freudlos dummer Lebenslage tief ergreifend, war die vergrämte Mutter Rosa Bertens, die heimlich nach der Liebe der Kinder verlangt und sie in der Verbitterung ihres Herzens doch immer von sich stößt. Fr. Angerstein in der neben der überragenden Leistung des Herrn Deutsch nicht leichten Rolle der armen Schwester festliche durch schlichte lebenswürdige Natürlichkeit.

Betty Scherz.

Eine emsige Mitarbeiterin sozialistischer Blätter Deutschlands und der Schweiz, die Genossin Betty Scherz, ist in den Weihnachtstagen in Zürich gestorben. Eine Schriftstellerin, in deren schätzbaren Gaben sich immer vor allem ein vortrefflicher Mensch offenbarte, dem seine Sache ernst war und der immer eins war mit dem, was sich ihm aus der Feder hervorarbeitete. Auch unsere Leser haben oft von Betty Scherz Gutes empfangen. Im Züricher „Volkrecht“ lesen wir die Nachricht von ihrem Tode, der überaus traurig, wenn auch nicht unerwartet kam. Unser Schweizer Bruderblatt widmet der Toten Worte herzlichster Freundschaft, die sie verdient hat:

Sie war ein Proletarierkind, das neben einem Tugend Geschwättern schon von den frühesten Jugendtagen an das Los der ärmsten Volksklasse teilte. Ihre ungewöhnlichen Gaben ließen das zu harter körperlicher Arbeit nicht geeignete arme Wesen — Kontoristin werden. Aber ihr Wissensdurst, ihre Freude an der Kunst, führten weit über den ihr bestimmten engen Kreis hinaus. Ihr feines Empfinden für die Form, ihre Begabung für das anregend Unterhaltliche, ihr Erzähler Talent wiesen sie dem Feuilleton zu, wo sie ihr Bestes geleistet hat. Aber auch in guten Versen und wichtigen Aphorismen ließ sie ihren feinen Geist glänzen. Eine ihrer letzten Freuden war die, demnach eine kleine Auswahl ihrer Arbeiten „Proletarische Skizzen“ in Buchform erscheinen lassen zu können.

Die Welt ist mit ihr rauh umgegrungen, hat sie schon in früheren Jahren hierhin und dorthin verschlagen, von Frankfurt, in dessen Umgebung sie aufgewachsen war, nach Paris, dann nach Berlin, Gotha, weiter in die Schweiz nach St. Gallen und zuletzt nach Zürich. Dieses blasse, krumme Wesen, allzu fein organisierte geistliche Wesen vermochte den Stürmen des Lebens nicht die robuste Kraft entgegenzusetzen, die es zu ihrer sieghaften Überwindung bedurft hätte. So rächte sich an ihr noch in späteren Jahren die Not und die Unterernährung, die sie in ihrer Jugend erlitten. Am Mittwochabend ist das arme Körperchen, in dem eine liebe und große Seele gelebt hat, der Blasse übergeben worden.

Notizen.

— Romain Rollands Friedensbotschaft, dieses neue Zeichen, das dem französischen Dichter der Glaube an eine kommende Kulturverbindung seines und des deutschen Volkes in hoher Glut lebendig bleibt, ist zum Jahresabschluss zuerst in schweizerischen Blättern erschienen. Die Rundgebung fällt dort mehrere Spalten.

— Eine Notizenberichtsreihe soll, wie der Verband Deutscher Drucker und Chorleiter am Donnerstag in Berlin beschlossen hat, gebildet werden. Sie wird den Mitgliedern, die mit der Genossenschaft Deutscher Tonsetzer abgeschlossen haben, die Aufführung wichtiger Werke ermöglichen, ohne daß sie gezwungen sind, anderen Gesellschaften tributpflichtig zu werden.

— Treptow-Sternwarte. Am Mittwoch spricht W. Paul abends 7 1/2 Uhr über: „Die Funkentelegraphie und ihre Verwendung im Land-, See- und Luftkrieg.“

— Der Franz-Versel-Abend in der Berliner Sezession ist auf den 6. Januar verschoben.

— Sigelands Eidechsenbrunnen, eine bildhauerische Schöpfung von hoher Ursprünglichkeit, dürfte für Aesthetica erworben werden. Ein Schiffreeder hat der Stadt den Kauf durch ein beträchtliches Geldgeschenk erleichtert. Der Brunnen stellt einen mächtigen Felsblock dar, an dem und über den Riesenechsen in mannigfachen Windungen hinsteltern.

— Der verwickelte Metcalf. Ein Ende November im Sternbild des Stier entdeckter Komet, der den Namen Metcalf erhielt, scheint sich weiteren Beobachtungen durch eilige Flucht nach Süden entziehen zu wollen. Das schlechte Wetter verhindert jede neuerliche Beobachtung. Ein in seinem Laufgebiet gefundenes und photographiertes Gestirn wurde als ein neuer kleiner Planet erkannt, der den Taufnamen „1916 AU“ erhielt.

— Otto Gebühr tritt in der heutigen Vorstellung von „Figaros Hochzeit“ sein Engagement am Deutschen Theater an.

Ums Menschentum.

Ein Schiller-Roman von Walter von Molo.

„Er wird mir ewig zürnen, Peterken. In ein paar Monaten komm' ich zum Regiment und seh' ihn nimmer! Laß mich!“

„Nein! Ist er der, Scharffenstein, den wie in ihm vermehren, verzehrt er dir und wird dankbar sein, denn: der Schmerz wird einst dir noch nützen, saget David! Laßt uns zu Abel gehen.“

Und sie gingen, gesenkten Kopfes, der Tiefe dieser Stunde schwer bewußt.

Wie das weidwunde Tier sich im finsternen Walde verirrt, so trug Fritz Schiller seinen wehen Schmerz zum einsamen Mansardenfenster, ganz hoch oben, im letzten Stock und im hintersten Winkel.

Er riegelte sich ein.

Nun war er von der schändlichen Welt geschieden und durfte weinen und schluchzen. Wo war die Harmonie, nach der er heiß verlangte? Man hatte ihn verachtet! Sein Freund verriet ihn dem Feind! Weiter denn je klagte der Miß! Wie häßlich war die Welt! Immer mehr fiel ab von ihm, Stück um Stück hämmerte das Leben nieder. O, warum war er nicht als Kind gestorben? Gestorben? Die Nacht war in seiner Hand! Gott konnte ihn da nicht hindern; diese Freiheit konnte ihn niemand rauben! Es war wie Befreiung! Er wollte sterben! Er selbst war sein Himmel und seine Hölle! O, Labial der toten Sinne, des zerjammerterten Leibes; so entkam er der Lebenspeitsche, der zürnenden Rette der unerreichbaren Vollendung. Er sah durchs Fenster nieder. Dort würde er liegen, mit zerschelltem Haupte, mit fürchterlich klaffenden Wunden. Ober: er griff nach dem Strick? Mit schwarzgewürgtem Gebieter würden sie ihn finden, Vater und Mutter... Vater und Mutter! Und Phinele? Und die andern? Er hatte zwei Schwestern! Zeit und Ewigkeit dursteten sich noch nicht um-

ormen! Wie Karl Moor mußte er's vollenden! Er war nicht feig, aber sein Vater trug weiße Haare und er kannte seine Pflicht! — Die Dual erlahme an meinem Stolz! Ich will's vollenden!“

Die schreibende Hand war das Szepter seines Menschentums; sie hatte ihm noch stets das Licht herbeigezaubert, nun rannte sie und legte blutige Sähe aufs Papier. „An Georg Friedrich Scharffenstein.“

„Du hast nichts auf mich gehalten, die Eigenschaften, die das Wesen des Freundes ausmachen, in mir nicht gefunden, du hast meine Fehler, für die ich doch täglich Reue und Leid fühle, lächerlich, dich darüber lustig gemacht und da es deine Freundschaftspflicht gewesen wäre, mir in Liebe und Mitleid solche zu rügen, mir verfehlt, hast mir sie nur im Zorn vorgeworfen. Psui! Psui! Du hast den Weg verfehlt, Seelen zu bessern! — So greift man's nicht an! Du hast nichts auf mich gehalten! Du hast dich über meine Laster lustig gemacht! Du kanntest meine Eigenliebe — Du hast dich darüber lustig gemacht — du mein Freund vor den Leuten mich beschämt... Ich bin nicht verlassen. Sieh ich hab eine Quelle gefunden, die mein Herz vollmacht und segnet, einen großen, großen, herrlichen Freund, und darum vergeb' ich dir — vergeb' ich dir — vergeb' ich dir — so wahr mir Gott verberge im letzten Augen des Todes, vergeb' ich dir alles, will dir Gutes tun für und für, aber ich werde mein Angeficht wegwenden müssen von meinem Scharffenstein, um Tränen zu verbergen! Ich sag noch mal: Ich verberge dir! Denn ich hab einen großen herrlichen Freund gefunden für die Unsterblichkeit. Schiller.“

Er sah auf und strich das bäumende Haar zurück. Welt unter ihm lag die Welt und ganz erfüllte ihn sein Werk. Wie sagte Karl Moor? „Soll ich dem Feind den Sieg über mich einräumen? — Nein, ich will's erdulden.“ Mit seinem Willen setzte Friedrich Schiller die erlebnisgeborenen Sähe ein, er goß sie in seines Helben Mund: „Die Dual erlahme an meinem Stolz! Ich will's vollenden!“

So schafft sich dem Dichter die schwerste Bitternis zum

Reichtum, indem sie ihn hart und einsam macht, indem sie ihn auf die eilige Höhe der Verlassenheit stellt, von der er sich ins Lebensdal des Glückes und der Zufriedenheit bloß zu sehnen vermag. Der beladene Alltag der Futtersackunde für Kopf und Magen aber rollt mit blinden Augen annahend weiter und ahnt die Tragik seiner Überwinden erst Jahrbunderte später, mit dreier Geste und breitem Maul. Karl Eugen prüfte, lobte und strafe, die Akademie ging ihren Trost und ein Großer zerrieb sich in kläuternder Dual. — — —

Wenn Schiller einmal die Deine hob, tat Professor Abel dies zumindest dreimal, was in die Gemeinsamkeit der Bewegung eine stoßende Dissonanz brachte. So war es wenig Vergnügen, mit Professor Abel spazieren zu gehen. Doch der hatte es selbst gewollt. Vom Reuthaus klangen lärmende Rufe, im Jägerhaus prägellen sie die seidenen Gastbetten. Fritz Schiller tat nicht den Mund auf, was eigentlich auch nicht nötig war, da Professor Abel den seinen absolut nicht schloß.

„Ja, ja mein Vester! Sie gefallen mir seit langem nimmer! Und was ich vorhin sagte, Schiller, halte ich aufrecht, halte ich aufrecht!“ Professor Abel geriet jetzt oft ins Schillerische Pathos, „ich halte es aufrecht, daß es von selbstgebrüderlicher Verbitterung zeige, wenn Sie neustens dem Karl Moor Ihren Stachrief mit auf den Weg geben. Ich bin auch keine Schönheit und schade mich geruhig herein, aber den Leuten ein Lorgnon in die Hand drücken und schreien: da schauet her, so schau ich aus, und vor allem: so schau ich innerlich aus — das haben Sie getan, mein lieber Schiller! — nein, bei Gott, das würde ich niemals, niemals unternehmen! Denn das ist Unnatur, Unnatur! Oder sind das nicht Sie?“ Professor Abel blieb jäh stehen und warf wütend die schön gekräuselten Manschetten zurück. In den Fingern zählte er her: „Erstens: der lange Bansehals, zweitens: die überwachsenden, buschigen Augenbrauen, drittens: die feuererfendenden Augen, viertens: groß und hager! — Na, da ist doch nichts zu wollen! Das sind Sie!“ (Fortf. folgt.)

